

JANUARWELLEN

Als meine Mutter, das Meer, starb, war ich bei ihr in der Felsenhöhle über dem Wasser. Sie wollte sterben und schickte das Wasser über die Erde, das Land und Meer zugrunde gingen. Das aber wusste ich nicht. Mir versprach sie zum Geburtstag Januarwellen. Januarwellen! Schöne, glitzernde Brecher, auf denen man reiten und die man durchtauchen konnte. Ich liebte Januarwellen, und ich liebte meine Mutter, das Meer. So ging ich hinunter an den breiten Sandstrand vor der Steilküste. Ein Boot schaukelte auf den Wellen, Taucher wahrscheinlich. Ich tanzte den Strand entlang, tanzte Muster und Figuren in den warmen Sand und freute mich auf mein Geschenk, die Januarwellen. Dabei war es Sommer mit grünem Wasser, und ich dachte, wie komisch, jetzt auf Januarwellen zu warten. Ich weiß nicht, was meine Geschwister versprochen bekamen. Ob sie ihnen gesagt hat, dass sie die Sintflut überleben könnten. Ich weiß es nicht. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Als die ersten Wellen kamen, lauschte ich ihrem Flüstern und dem des Windes. Ich mochte den Wind. Er würde mir meine Januarweilen bringen. Ich spielte mit den ersten Wellen, die meine Zehen umleckten und sah, wie sie die Spuren verwischten, die ich ihnen zum Spielen überlassen hatte. Da hörte ich ein tiefes Grollen. Ich blickte auf und sah, wie es draußen dunkel wurde. Vom Horizont her rollte eine riesige Wasserwand direkt auf mich zu. Sie verband sich mit den schwarzen Wolken. „Warum bist du so wütend?“ rief ich gegen das Getöse, und ich glaube, es klang ein wenig ängstlich. Doch sie war gar nicht wütend. Sie rief nur mit kraftvoller Stimme meinen Namen. Immer und immer wieder rief sie, wollte mich zu sich holen. Zitternd stand ich der Wasserwand gegenüber, einen kurzen Augenblick nur, dann hatte sie mich erfasst, sog mich in sich hinein, um mich gleich wieder auszuspeien. Ich schrie vor Vergnügen und Angst. Auf einmal wurde mir bewusst, dass ich gegen die Steilküste geschleudert werden könnte. Dann sagte ich mir schnell, dass meine Mutter, das Meer, das sicher nicht zulassen würde. Und tatsächlich sah ich die Steilwand zwischen zwei Wellenbergen schon weit unter mir. Immer wieder schlug das Wasser auf mich ein. Es tat mir weh, wollte mich stählen. Es tat so weh, und ich war erschöpft. „Mutter“, rief ich, „ich mag jetzt nicht mehr spielen, ich bin müde!“ Doch sie wird mich durch das Dröhnen nicht verstanden haben. So kämpfte ich weiter, unendlich lange, und habe mich sehr gefürchtet.

Am Ende meiner Kräfte, wusste ich endlich, was sie von mir wollte. Ich sollte im Wasser leben, da es das Land ja bald nicht mehr geben würde. Also hörte ich auf um mich zu schlagen und sank sanft hinab in das dunkler werdende Grün. Hier war es ruhig und sehr leise. Fische sahen mir zu, wie ich weich in den Sand eintauchte. Vor mir sah ich die Käfige der Taucher. Sie schienen den Sturm oben noch gar nicht bemerkt zu haben. Sie hatten sich in ihren Gummianzügen und Käfigen gegen die Fische in die Tiefe herabgelassen und spielten mit ihrem technischen Gerät. Nur ich sah, wie die Fäden, an denen ihre Käfige gehangen hatten, langsam wie Schlangen, nach unten schwebten. Sicher war ihr kleines Boot längst von den Wellen zerschlagen und fortgetrieben worden. Einer der eifrigen, klugen Taucher schien jetzt zu bemerken, wie seine Verbindung zur Oberfläche ihm langsam entgegtrieb. Angstvoll rüttelte er an den Stäben seines Käfigs, unfähig sich zu befreien und steckte damit die anderen Taucher an. Ich hatte Mitleid mit den befremdlichen schwarzen Wesen und schwamm zu ihnen, um ihre Käfige zu öffnen. Entsetzt starrten sie mich an, verloren aber keine Zeit, in die Richtung zu schwimmen, in der sie die Oberfläche vermuteten. Warum mochten sie das Meer nicht? Nach einer Weile fielen mir von oben ihre Körper entgegen. Sie schwebten, tanzten, schaukelten nach unten. Ich ekelte mich vor ihren entstellten Gesichtern. Langsam, ein wenig traurig, schwamm ich weiter, sah noch, wie die Fische neugierig mit den schwarzen Gummileibern spielten. Auch sie mochten es wohl nicht verstanden haben.

Liebe Mutter, ich habe mich sehr über Dein Geschenk, die Januarwellen gefreut. Ich werde meine neue Welt erkunden und lieben, das verspreche ich Dir.

VOM GLAUBEN, VOM WIND

Manchmal, wenn der heiße Wind mit plötzlicher Entschlossenheit den Sand von dem eingefallenen Gemäuer weht, legt er eine Inschrift frei, die halbversunken in den weißen Stein gemeißelt ist: "Er suchte Gott und fand mich..."

Er sah sich gezwungen, sein Land, seinen Kulturkreis zu verlassen, als sein Kloster, es war das letzte seiner Art, für immer die Pforten schloss. Es war schon lange keiner mehr zu ihm gekommen, um ihm seine Zweifel, sein Suchen zu unterbreiten und sich auf ein Streitgespräch mit ihm einzulassen über einen Gott, der niemanden mehr interessierte. Auch seine Bücher waren ihm kein rechter Trost mehr gewesen. So zog er aus, den letzten Gläubigen zu suchen. Wenn er ihn gefunden haben würde, wollte er mit ihm einen neuen Orden gründen. Landein, landaus suchte er, doch stieß er nur auf Unverständnis. Schließlich kam er in die Wüste und dachte: Wenn ich hier eine lebendige Seele finde, dann kann es nur eine gläubige sein. So kam er zu einer verlassenen Missionsstation. Ein leeres, weißes Gebäude mit einem hohen Uhrturm und einem tiefen Brunnen und der beständige Wüstenwind, der gleichgültig darüber hinwegfegte; das war alles, was er fand. Und eine Frau. Sie mochte wohl eine Gläubige sein, aber sie war eine Frau. Mit ihr konnte er keinen Orden gründen. Sie schien sich nicht über den Besuch zu freuen, jagte ihn aber auch nicht fort. Sie spürte wohl, was er wollte, und wusste, dass sie ihm nichts nützte. Sie sprachen wenig miteinander. Sie schien ihm wie die Asche einer längst erkalteten Glut, nur noch von jener Wüstenglut belebt, die dieser gottverlassene Ort hervorbrachte. Nichts anderes brachte dieser Ort hervor als Glut. Stets wehte der Wind. Zu unauffällig, um ihn Sturm zu nennen, zu bestimmend, um ihn jemals *nicht* zu spüren. Er beförderte die immer gleiche, wohlbemessene Menge weißen Staubes, war zu heiß, um zu erfrischen und zu stark, um den Schweiß nicht gleich wieder zu trocknen. Wo der Wind nie aufhört mit seinem heißen Atem, da kann das Leben kein natürliches Ende finden, dachte er bei sich. Er wusste, dass seine Suche hier zu Ende war. Er betrachte den dünnen Turm und ahnte, dass mit ihm alles durch diesen Turm hindurch verschwinden würde, was je an Glauben bestanden hatte. Je gleichgültiger sie sich ihm gegenüber zeigten, der Wind und die Frau, desto sicherer war er sich dessen. Doch nein, so leicht würde er nicht aufgeben, nicht nach allem, was er schon geopfert hatte. Er würde sich den Menschen erschaffen, den Gott ihm so hartnäckig verweigerte. Mit ihm würde er seinen Orden gründen, Gott zu Ehren und zum Trotz.

Eines Mittags, die Sonne hatte fast schon den Zenit erreicht und die gleißende Hitze stand in den verlassenen Räumen der Mission, begegnete er der Frau. Sie war auf dem Weg in den Turm, um wie jeden Tag die Mittagsglocke zu läuten. die niemanden mehr rief. Er fühlte wie ihr Blick ihn streifte, bevor sie die Treppe hinaufzusteigen begann. Ihrem gleichmäßigen Tritt war nicht anzumerken, ob sie spürte, dass er ihr folgte. Ihrer beider Schritte waren eins auf dem Weg hoch in den Turm. Er beobachtete sie beim Läuten der Glocke. Der Klang schien von hier oben noch falscher als von unten. Es klang wie ein Schrei, der die Glut zerschnitt. Das war ihr Schrei, dachte er, der einzige Laut, zu dem sie noch fähig war. Doch ihr Schrei, als er sie packte und gegen die Wand des Turmes drückte, überstieg seine Vorstellungskraft. Die Wände des Turms schienen zu wanken, so sehr fuhr er in ihr Gemäuer. Als alles vorüber war, sahen sie sich nicht an. Sie mieden sich fortan, bis sie ihm den Sohn gebar. Sie starb kurz darauf, jedoch nicht ohne einen Fluch auszusprechen, während er hilflos ihre Hand hielt, ob sie nicht doch noch eine Beichte abzulegen hätte. Der Sohn solle den Vater töten, für alle Zeiten, so sprach sie, bevor sie starb. Fortan lebte er nur noch für den Sohn. Er gab ihm alle Liebe, zu der er fähig war und alle Bildung. Er erzog ihn im Glauben an Gott und die Heiligen und die Schrift, die in der Wüste begann. Schließlich, als er ihm alt genug erschien, offenbarte er ihm, weshalb und wie er ihn gezeugt und was er mit ihm vorhatte. Der Sohn schwieg dazu. Er ging und blieb sieben Tage in der Wüste. Dann kehrte er zurück und erschlug den Vater ohne ein Wort. Er begrub ihn, versiegelte den Brunnen und verschwand.

13. August 1983

DAS LETZTE MARTYRIUM DES NAZARENIN

Nazarenin beherrschte sein Handwerk. Viele Jahrhunderte der Erlösung lagen schon hinter ihm. Viele weitere hatte er sich vorgenommen. Sein Rezept war einfach: Er ersetzte die Triebe der Menschen durch die Liebe zu ihm. Den freien Willen verwaltete er treuhänderisch. An seinen Kreuzen herrschte Harmonie.

Wenn Lena tanzte, meinte jeder, das Leben zu lieben. Nur einer glaubte, dass er Lena mehr liebte als sein Leben. Jeden Abend kam er, sie tanzen zu sehen. Er sah sie über den Boden schweben, ohne ihn zu berühren. Sie zu berühren, war sein größter Wunsch. Jede ihrer Bewegungen war vollkommen, berechnet vom Gott der Schönheit und der Geometrie. Ihre Sprünge fing sie mit Leichtigkeit auf. Nie gab der Boden unter ihren Füßen einen Laut. Nie wich das Lächeln aus ihrem Gesicht. Nur einmal sie berühren. Ihre Augen waren strahlend offen, aber sie sah ihn nicht. Ihr Blick ging nach innen. Auch dort sah sie nichts. Mit aller Kraft versuchte er, Ihren Blick anzuziehen, doch erst als er ein Hölzchen mitbrachte und es vor ihren Augen entzündete, schien sie ihn zum ersten Mal zu bemerken. Voller Angst sah sie ins Feuer. Dann sah sie ihn an. Kaum eine Sekunde dauerte dieser Blick, aber jeden Abend dauerte er ein wenig länger. Da stand er auf und ging zu ihr. Er fühlte die Augen der anderen auf sich gerichtet. Man war unruhig, verlangte dass der Tanz weitergehe. Jemand erhob sich und blies kurzerhand das Flämmchen aus. Mit einem kaum merklichen Ruck floss Lena zurück in ihren Tanz. Auch ihr verklärtes Lächeln war wieder da, und die Ferne zwischen ihnen. Morgen würde er sie berühren. Er würde ihre Hand nehmen und sie wegführen, fort von der Bühne, all den Augen. Wieder lockte sein Flämmchen. So verloren sah sie ihn an. Er griff nach ihrer Hand, doch etwas schnitt in sein Fleisch, während sie davonwirbelte. Es gab eine Veränderung in ihrem Tanz. Der Fluss ihrer Bewegungen begann zu gefrieren. Aber das Flämmchen glomm in ihren Augen nach und verzerrte deren Verklärung. Er würde nicht wieder gewaltsam versuchen, sie zu fassen, aber wieder ging er zu ihr. Lange sahen sie sich an, beschienen vom Glanz der Fackel, die eine fiebrige Unruhe auf Lenas Gesicht flackerte. Er küsste sie zart, und sie duftete nach Harz. Hätten sie hören können - aber es war gut, dass sie nichts anderes hörten als das leise Knistern der Flamme. Die Unzufriedenheit über Lenas Tanz nahm zu. Hölzern sei er geworden. Aber sie tanzte doch nur noch für ihn. Wunder schön wollte sie für ihn sein, und er bemerkte nicht, wie die anderen, den Verlust ihrer Leichtigkeit, denn ihr Blick war nicht mehr leer. „Komm mit, komm mit!“, und sie schien zu wollen, aber etwas hielt sie zurück. Eines Abends tanzte sie so schlecht, dass sie sich in ihren Fäden verfang. Es war ein entsetzlicher Anblick. Der Vorhang fiel, und einige Abende trat Lena nicht mehr auf in dem Marionettentheater. Er wartete verzweifelt auf sie. Als sie endlich wiederkam, war sie zur Statistin degradiert. Diesmal war sie es, die versuchte zu springen - an seiner Hand. Doch mit dem unerbittlichen Geräusch einer schlecht gezupften Saite prallte sie zurück. Sie war verzweifelt. Das Netz von Fäden, dass sie immer aufgefangen und gehalten hatte; nun fühlte sie sich darin gefangen und festgehalten. Sie begann die Fäden mehr zu hassen als sie ihr Leben liebte. Wieder fixierte sie die hungrige Flamme in seiner Hand. Dann warf sie ihren rotseidenen Schopf ins Feuer. Der brannte gleich lichterloh, und ihr Plastikkleid schmolz in die zarte Lackhaut. Vergeblich versuchte er, das Feuer mit seinem Körper zu ersticken. Lena wurde zu einer strahlenden Fackel, auf deren Glanz noch einmal aller Augen andächtig ruhten. Lautlos befreite sich die Seele aus ihrem verkohlenden Holzleib und ließ sich auf dem Rauch nach oben tragen, dicht gefolgt von den Flammen, die gierig die Fäden hinauf züngelten. Immer weiter stieg sie an den Fäden, die mit jedem Jahrhundert länger geworden waren, durchbrach den Papiermond, der gelangweilt an seinem Haken schaukelte und gleich mit in Flammen aufging und war frei.

Ein unheimliches Knistern hatte Nazarenins wenig beanspruchte Aufmerksamkeit geweckt. Schon sah er das Feuer auf sich zukommen, auf jedem Faden ein Läufer, der nur das Ziel vor Augen hat. Durch den beißenden Rauch riss er vergeblich an seinen Händen, die auf den Holzkreuzen lagen. Sie waren daran genagelt.

Ostermontag, 27. März 1989

DIE GESCHICHTE VON MITU HANAHAN UND DEN LAVANIXEN

Prometheus hätte die Menschen aus Lehm belassen sollen. Mit der Seele, das er ihnen einblies, schuf er auch den Stolz der Menschen, nicht mehr aus Lehm zu sein und die Angst davor, wieder zu Lehm zu werden. Dafür, wenn für nichts anderes, verdient er es zu hängen.

Als Dudas Prometheus besuchte, der wie immer geduldig an seinen Felsen gekettet auf den leberhungrigen Götteradler wartete, fragte er ihn, warum er so gehandelt hatte. Prometheus antwortete lächelnd, es sei Neugier gewesen und die Lust am Schaffen, und dann habe er einfach nicht mehr aufhören können. Und der Stolz auf seine Arbeit ließe ihn im Übrigen seine Strafe gern ertragen. Dudas nickte bedächtig, ließ sich auf Prometheus Felsen nieder und begann, ihm die Geschichte von Mitu Hanahan und den Lavanixen zu erzählen.

Im Lande Talinar, im fruchtbaren Nada-Tal unterhalb des großen Vulkans ging die Saga, dass im warmen, roten Lavastrom die Lavanixen lebten. Weil sie sich aber selbst nie betrachten oder bedenken, seien sie auch für die Menschen unsichtbar. Im Dorf oberhalb des roten Flusses lebte Mitu Hanahan. Er half seinen Eltern beim Bestellen der Felder, liebte die Sonne im Nacken und maß seine Kraft mit den anderen Jungen im Dorf. Eines Nachts hatte Mitu einen Traum: Lava umfloss die Felsen, dem einen oder anderen Strudel folgend, ziellos warm und weich wand sie sich durch die Schlucht, geschmeidig und sanft, dicht über dem Grund floss sie dahin, berührte etwas, das fast so weich war wie sie, beschrieb einen Kreis, um dieses Etwas zu umfließen. Es mit jeder Windung mehr zu erschließen und in Wärme zu hüllen, war nicht wie Stein und Fels. Am nächsten Morgen erwachte Mitu und war glücklich. Während er über die Felder rannte, kam ihm das Bild, ganz unvergleichlich schön, von einer kleinen Nixe, die in der heißen Lava spielt. Sie war graziöser als alle Mädchen im Dorf. In dieser Nacht träumte er wieder vom Lavastrom. Diesmal durchtauchte die Nixe die Lava, ließ sich auf einem glänzenden, schwarzen Fels nieder und lächelte zu ihm herüber. Ungeduldig wartete er auf die Nacht. Das Bild der Lavanixe erschien Mitu von Mal zu Mal deutlicher. Schließlich begann er sogar, während der Arbeit mit ihr zu sprechen. Immer lebhafter wurden ihre Gespräche und immer dreister seine kleine Nixe. Eines Nachmittags, mitten hinein in seine wachsende Vorfreude auf die Nacht, neckte sie ihn damit, dass er in seinem eigenen Traum nie vorkam. Das stimmte. Er bog seine Sense so, dass er sich darin spiegeln konnte. Da war er, Mitu Hanahan. So hatte er sich noch nie gesehen. Voller Unruhe wartete er auf die Nacht, entschlossen, diesmal auch selbst in seinem Traum vorzukommen. Endlich lag er auf seinem Lager. Er schloss die Augen und wartete, viele Stunden, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Schließlich stand er auf, um zum Fluss hinunterzugehen und nach der kleinen Nixe zu sehen. Als er an den Fluss kam, war alles still. Lange stand Mitu dort und starrte in die Lava, die zäh und teilnahmslos an ihm vorüberfloss. Warum war plötzlich alles so anders? Mit dieser Frage betrat Mitu die Hängebrücke, die sich hoch über die Schlucht spannte. Er fand keine Antwort. Vor seinen Füßen verzweigte sich die Brücke. Das andere Ufer lag höher und war inzwischen in einen Nebel gehüllt, durch den kein Mond mehr drang. Mit jeder Frage verzweigte sich die Brücke neu. Er wusste nicht, welcher Weg der richtige war. Zwischen den ungleichen Sprossen sah er tief unter sich den trägen Lavastrom. Er zögerte kurz, wählte, stieg weiter und wählte neu. Endlich blieb er stehen. Der Nebel war aufgerissen, und für einen kurzen Augenblick offenbarte sich das ganze Ausmaß seines Labyrinths. Er sah hinab, sah tief unter sich den feinen, rotgoldenen Lavafaden. Wie sehr sehnte er sich dorthin zurück. Lange stand er so, ganz unbeweglich in den Sprossen und Seilen. Dann sprang er. Es war ein langer Fall, ehe er in die Lava eintauchte. Sie nahm ihn gleichmütig auf; so als habe es ihn nie gegeben.

Als Dudas geendet hatte, beobachtete er seinen gemarterten Zuhörer, ob nicht eine Regung auf diesem Gesicht zu erkennen wäre. Prometheus aber sah ihn nur müde an und schwieg.